

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

16. (6. ordentliche) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

16. (6. ordentliche) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 14. Dezember 1898, abends 7^{1/2} Uhr,
im Brandenburgischen Ständehause.

Vorsitzender Herr Oberbürgermeister Zelle.

Aus den Verhandlungen des heutigen Abends wird folgendes vermerkt:

1. Der 2. Vorsitzende Geheimrat E. Friedel teilt mit, dass die beliebte vaterländische Zeitschrift „Der Bär“, die mit dem Jahre 1899 in ihren 25. Jahrgang eintritt und von jeher viele auf die Heimatkunde bezügliche Aufsätze und Mitteilungen gebracht hat, aus dem Verlage unseres Mitgliedes Herrn Friedrich Zillessen in den Verlag der Firma Friedrich Schirmer übergeht, welche Herrn Dr. Stefan Maria Folticineano zum Redakteur bestellt habe. Nach einem Prospekt wird der neue Besitzer alles zur Hebung und Förderung des „Bär“ Notwendige nach besten Kräften veranlassen. Bei den freundlichen Beziehungen, welche zwischen der Brandenburgia und dem „Bär“ unausgesetzt bestanden haben, empfehlen wir den letzteren auch unter der veränderten Geschäfts- und Schriftleitung allseitig hierdurch bestens unseren Mitgliedern und den sonstigen Freunden vaterländischer Forschung. Beide genannte Herren haben sich zur Aufnahme unter die Mitglieder bereits gemeldet.

2. Herr E. Friedel teilt das Dankschreiben des Direktors des Nordischen Museums in Stockholm, Arthur Hazelius, auf die diesseitigen Jubiläums-Glückwünsche mit.

3. Die Kunst- und Verlagsanstalt Photocol in München, Nymphenburgerstr. 125—127, hat je ein Exemplar ihres Photocol-Sammel-Atlas für das Märkische Provinzialmuseum und die Brandenburgia mit den bisher erschienenen auf Berlin und die Provinz Brandenburg bezüglichen Photocols, d. h. Farbenphotographien, überreicht, welche schätzenswerten Geschenke mit bestem Dank an-

genommen worden sind. Die Photocols sind im wesentlichen landschaftlicher Natur, trotz ihrer scheinbaren Kleinheit 5×8 nicht bloß scharf und deutlich, sondern auch von künstlerischer Wirkung, wozu die prächtige Farbentönung nicht wenig beiträgt. Die Photocols erstrecken sich über ganz Deutschland und sollen allmählich über die Hauptländer Europas, ja die übrigen Erdteile ausgedehnt werden. Jedes Photocol trägt den Namen des Landes und der Provinz nebst der Bezeichnung des Ortes, den derselbe vorstellt. Im Abonnement stellt sich der Preis des Photocols auf wenig mehr als 3 Pfg., ist also für das Gebotene äusserst billig zu nennen. Zur Aufbewahrung der Photocols dienen Albums. Dieselben sind gesondert nach Ländern und Landschaften (Provinzen pp.) vorhanden, 40—50 Seiten stark, eingeteilt in 150—200 Felder zur Aufnahme der Bilder, welche mit Streifen, ähnlich wie die Postwertzeichen der Sammlungen, eingeklebt werden. Unter dem Felde steht kurz das Nötigste über die Örtlichkeit. Dann gehört zu jedem Album eine Vollkarte, welche die wirtschaftlich, landschaftlich, geschichtlich oder literarhistorisch wichtigsten Punkte nebst entsprechendem Text enthält, in Rundreiseform, ausgehend von und rückkehrend nach der Hauptstadt geordnet. Eine stumme Karte, wie die Vollkarte, 46×57 cm gross, bietet dem Sammler Gelegenheit, die gesammelten Photocols leicht gruppieren und einordnen zu können. Ein solches Sammelalbum mit den zwei Karten kostet, obwohl ansprechend ausgestattet, nur 2 Mark. Die Anwesenden überzeugten sich durch Einsichtnahme des Photocol-Albums Berlin—Brandenburg, dass es sich hier um ein interessantes Illustrations-Unternehmen handelt, welches in erster Linie der Landes- und Heimatkunde zu Gute kommt. Es kann aber, abgesehen hiervon, auch wegen seines künstlerischen Wertes jedem Gebildeten empfohlen werden; für Schüler und Schülerinnen ist es ein vortreffliches Mittel zur Belebung des geographischen und geschichtlichen Unterrichts.

4. Herr E. Friedel legt die erschienenen drei ersten Hefte vor der „Mitteilungen aus dem Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes zu Berlin“, Klosterstr. 36, herausgegeben von dem Vorstande des Museumvereins, redigiert von Rudolf Virchow, A. Voss und H. Sökeland. Der Vortragende spricht mit vollster Anerkennung über den auch zur Förderung der Heimatkunde höchst nützlichen Verein, legt dessen Unterstützung den Mitgliedern der Brandenburgia warm an's Herz und hebt die grossen Verdienste hervor, welche sich eine so ausgezeichnete Autorität wie Herr Geheimrat Virchow um die Begründung und Ausgestaltung des Volkstrachtenmuseums und dessen Verein erworben habe, indem er gleichzeitig zum fleissigen Besuch der Sammlungen einladet. Heft III enthält einen anschaulichen Aufsatz von Fräulein Julie Schlemm „Zur Volkskunde der Schwalm in Hessen“, welchen die kundige Verfasserin mit so

vortrefflichen Abbildungen geschmückt hat, dass sie für ähnliche Darstellungen in der Brandenburgia vorbildlich sein können.

Unser Ehrenmitglied, Herr Geheimrat Dr. Wilhelm Schwartz, welcher leider heut behindert ist, hat sich in gleichem Sinne ausgesprochen und fordert namentlich auch zur Sammlung der Volkstrachten im Bereich der Provinz Brandenburg und der Altmark auf, indem er mit Recht hervorhebt, dass man bei heimatlichen Volkstrachten bei uns fast immer nur an den Spreewald, der doch eine slavische Bevölkerung habe, denke, als ob in der deutschen Bevölkerung unserer Heimat sich nichts an Volkstrachten mehr erhalten habe.

Was diese beiden Gebiete, die Altmark und die Provinz Brandenburg, betrifft, so besitzt das Volkstrachten-Museum aus dem auch sonst durch altertümliche Züge ausgezeichneten Teil der Altmark, welcher der Drömling genannt wird, 76 Nummern, darunter aber nur einen vollständigen Anzug einer Bäuerin, vermittelt durch Dr. Schörnig in Oebisfelde. Aus der Provinz Brandenburg besitzt das Volkstrachten-Museum 621 Nummern, darunter eine Menge von Flügelhauben mit prächtigen Perlstickereien vom hohen Fläming. An vollständigen Anzügen ist vorhanden der Anzug eines Brautbitters „aus der Niederlausitz“, sodann der einer alten Frau aus Lehde im Spreewald, desgl. einer jungen Frau ebendaher, desgl. einer „Bürgerbraut“, desgl. eines Bürgermädchens, desgl. die Abendmahlstracht einer Städterin. — Anzug einer katholischen Wendin aus Wittigenau. — Ausserhalb der Wendei: Anzug einer Frau aus Neu-Hardenberg, desgl. einer Braut von dort, desgl. eines Mannes aus Qulitz, Festtracht eines Rohrbecker Mädchens und der Anzug einer Braut aus Ziebingen.

Das Märkische Museum besitzt eigentliche Volkstrachtenstücke aus dem genannten Neu-Hardenberg im Oderbruch, aus Ziebingen, Kreis West-Sternberg, und aus dem Spreewald. Sonst sind noch einzelne Kleidungsstücke vorhanden.

Das Interesse an dem Gegenstande wurde sofort des Weiteren betätigt, indem Frau Rentier Burkhardt, geb. Frederich eine Anzahl ländlicher Kleidungsstücke als Geschenk überreichte, welche ihre Urgrossmutter, Frau Frederich, um 1790 in dem Dorfe Lichtenberg bei Berlin getragen, eine Gabe, welche um so schätzenswerter erscheint, als Volkstrachtenstücke aus den Vororten Berlins sich kaum erhalten zu haben scheinen. Vergl. S. 470.

Der Vortragende legt im Anschluss hieran vor den gedruckten „Führer durch die historische und Volkstrachten-Ausstellung im Borsigschen Palais, Wilhelm- und Vossstrassen-Ecke, und empfiehlt den Besuch dieser originellen und lehrhaften unter Protektorat der Frau Erbprinzessin Pauline zu Wied stattfindenden Ausstellung von Puppen im Nationalkostüm angelegentlich. Leider ist auch hier unsere

Heimat nur durch den Spreewald vertreten, wiederum ein Beweis, dass man in den weitesten Kreisen bei uns zur Zeit noch nichts von eigentlichen brandenburgischen Volkstrachten kennt und dass es hohe Zeit ist, die mitgeteilte Ermahnung unseres Wilhelm Schwartz zu beherzigen. Das von letzterem Herrn mitgeteilte ältere Prachtwerk „Deutsche Volkstrachten. Originalzeichnungen mit erklärendem Text“. Zweite Ausgabe von dem leider unlängst verstorbenen Maler und Professor am Kgl. Hoftheater zu Berlin, Albert Kretschmer, wurde gebührend bewundert; nicht minderen Beifall ernteten Martins Thüringer Trachten-Postkarten von O. Herrfurth und R. Starcke mit Text von A. Trinius (37 Stück) und Gustav Erdmanns 10 Postkarten mit Volkstrachten aus den 8 Provinzen des Königreichs Bayern, welche Herr E. Friedel in Umlauf setzte.

5. „Brandenburgische Volkskunde“. Herr E. Friedel regt im Auftrage und in Übereinstimmung mit Herrn Geheimrat Dr. W. Schwartz an, dass die Brandenburgia mit vereinten Kräften ihrer Mitglieder an die Herstellung eines mit Abbildungen zu unterstützenden im besten Sinne volkstümlichen Werkes betitelt „Brandenburgische Volkskunde“ gehen solle, in welche Herr Schwartz mit Recht auch eine Sammlung der Volksdialekte, ein märkisches Idiotikum aufgenommen wünscht.

Es sind in letzter Zeit, so führt der Vortragende aus, zwei hervorragende, auch für uns nach mancher Richtung hin vorbildliche Werke erschienen, welche vorgelegt werden: Elard Hugo Meyer: „Deutsche Volkskunde“. Mit 17 Abbildungen und 1 Karte. Strassburg 1898 und Richard Andree: „Braunschweiger Volkskunde“ mit 6 Tafeln und 80 Abbildungen. Braunschweig 1896. Während das erstere Werk die allgemeinen Prinzipien einer Volkskunde erörtert unter gleichzeitiger Aufstellung eines Systems, verhält das Andreesche Buch sich über ein ziemlich abgerundetes Gebiet des niederdeutschen Volksstammes. So einfach, wie im Herzogtum Braunschweig, liegen die Verhältnisse in Brandenburg nicht, im Gegenteil ist bei der reichen politischen, geschichtlichen und ethnologischen Gliederung der Centralprovinz Preussens deren Volkskunde schwieriger zu erfassen und darzustellen, als diejenige aller übrigen deutschen Landschaften; es verhält sich in in Brandenburg also die Volkskunde genau wie die Ur- und Vorgeschichte unseres Provinzialgebietes, welche wegen ihrer grossen Mannigfaltigkeit noch immer nicht in einem alle Gauen unserer Provinz umfassenden und erschöpfenden Werke hat zur Darstellung gebracht werden können.

Einer einzelnen Kraft wird eine vollständige brandenburgische Volkskunde schwerlich gelingen. Es wird hierbei vielmehr ein Ausschuss von Mitgliedern und Freunden der Brandenburgia „viribus unitis“ zusammen raten und thaten müssen; an schönen Vorarbeiten, z. B. aus der

Feder unseres Mitgliedes Herrn Robert Mielke fehlt es ja glücklicher Weise nicht. Jedenfalls würden wir einen für alle Zeiten dankenswerten Erfolg für die Brandenburgia zu verzeichnen haben, wenn der Anfang des 20. Jahrhunderts auch mindestens mit dem Anfang der Brandenburgischen Volkskunde zusammenfiel.

Im kleineren Kreise von Freunden der Sache soll zunächst der Versuch gemacht werden, den Stoff des Werkes abzugrenzen und zu gliedern. Hoffentlich ist der Vorstand in der Lage, schon in einer der nächsten Sitzungen etwas Weiteres über die Sache der Gesellschaft mitteilen zu können.

6. Herr Custos Buchholz: Eine Abhandlung des Superintendent Kleinwächter in Posen über die Inschrift auf den Messing-Taufschüsseln bietet Anlass, auf den an dieser Stelle schon vor 5 Jahren mehrfach besprochenen Gegenstand zurückzukommen.

Aus dem Märkischen Museum war damals eine ganze Reihe dieser Schüsseln, 25 an der Zahl, ausgestellt worden, von denen ich heute nur zwei als typische Exemplare vorzeige.

Als Hauptornament war am meisten der Sündenfall und die Verkündigung vertreten; vereinzelt kam noch vor: Josua und Kaleb mit der Weintraube, die Erschaffung Eva's, Georg, den Drachen tötend, eine symbolische Darstellung in Gestalt eines nackten Weibes neben dem Schalksnarren, ein Doppeladler und Rosetten von Fischblasen- und anderen Mustern in spätgotischer Auffassung. Um dieses Hauptbild ziehen sich in der Regel zwei Kreise mit Buchstabenornament, und zwar der innere mit gotischen Minuskeln, der äussere mit lateinischen Majuskeln.

Diese Schüsseln sind seit Jahrhunderten im kirchlichen Gebrauch vorgefunden worden, und zwar als Taufschalen. Doch kann als feststehend angesehen werden, dass sie zuerst gegen Ende des 15. Jahrhunderts von Nürnberger Beckenschlägern als Prunkschüsseln für den profanen Gebrauch gefertigt und dass sie dann, nach Einführung der Reformation, gelegentlich in die Kirchen gestiftet wurden. Der Umstand, dass auf ihnen hauptsächlich Momente der biblischen Geschichte dargestellt wurden, darf dabei nicht auffallen, denn die Kunst bewegte sich damals hauptsächlich in derartigen Motiven.

Rätselhaft blieb aber immer die Inschrift, die man schliesslich, nachdem die von mehr als 20 Forschern angestellten verschiedenen Lösungsversuche sich als unhaltbar erwiesen hatten, lediglich als Buchstabenornament ansehen musste.

Herr Superintendent Kleinwächter, der im vorigen Jahre im Märkischen Museum auch diese Schüsseln studierte, hat nun an der Hand der in Posener Kirchen befindlichen Schüsseln eine Lösung der gotischen Inschrift gefunden, die als zutreffend anerkannt werden muss.

Die Inschrift kommt fast nur in zwei Variationen vor; es sind entweder Gruppen von 9 oder von 7 Buchstaben. Die erstere Gruppe hält Herr Kleinwächter mit Recht für die ursprüngliche, die mit 7 Buchstaben sei aus ihr erst entstanden, nachdem der erste und der letzte oder die beiden letzten Buchstaben in den Stempeln unbrauchbar geworden waren. Die Siebener Gruppe ist also eine Verstümmelung, und da die früheren Lösungsversuche sich meistens auf diese, häufiger vorkommende Gruppe stützten, so mussten sie zu wunderlichen oder gar keinen Ergebnissen führen.

Geht man dagegen von der Neuner-Gruppe aus, so erscheint die Lösung sehr einfach und einleuchtend. Herr Kleinwächter verfolgte einen richtigen Weg, indem er zunächst die von einzelnen Buchstaben ausgehenden Häkchen als Abkürzungszeichen ansah. Daraus ergab sich, dass der erste, der zweite und der letzte Buchstabe je ein ganzes Wort bedeutete, ferner der dritte bis sechste ein Wort und der siebente und achte ein Wort. Die Inschrift besteht also aus fünf Wörtern. Eine weitere Schwierigkeit bestand nun in der Erkennung der mehr oder weniger verzerrten Minuskeln. Herr Kleinwächter erklärt den ersten Buchstaben für ein N, den zweiten für das griechische χ , den dritten für b, den vierten für e, den fünften für n, den sechsten für e, den siebenten für i, den achten für n, den neunten für e. Daraus ergibt sich die in der ganzen christlichen Welt gebräuchliche Legende: „Nomen Christi benedictum in eternum“.

Diese Lösung erscheint einwandfrei, und es bleibt nun noch der äussere Buchstabenkreis (lateinische Majuskeln) zu deuten, was Herrn Kleinwächter hoffentlich auch gelingen dürfte.

7. Das in jetziger Zeit erhöhte Interesse für ältere Volkstrachten hat Frau Frederich in Lichtenberg bei Berlin veranlasst, einige noch von ihrer Grossmutter, der Gutsbesitzerin Frau Albrecht in Lichtenberg, aus den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts herrührende Trachtenstücke durch Herrn Burkhardt zu stiften. Es sind 5 Frauenkappen (2 weisse, 2 schwarze und 1 silberne), eine seidene Kurztaille und eine Schürze aus Herrnhuter Leinen, die sämtlich die Mode jener Zeit zu illustrieren geeignet sind.

8. Geschichtlich-Medizinisches und -Chirurgisches aus Brandenburg-Preussen von Dr. E. Gurlt, Geh. Med.-Rat, Professor*).

Als um die Mitte des 13. Jahrhunderts die bis dahin wendischen Dörfer Berlin und Kölln als unbedeutende deutsche, damals noch getrennte Städte aus dem Dunkel des Mittelalters auftauchten, befanden sich die Wissenschaften daselbst, wie im ganzen Norden Europas, noch

*) Vortrag gehalten am 14. Dezember 1898 in der „Brandenburgia“, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg in Berlin.

auf einer sehr niedrigen Stufe, während im Süden, namentlich in Italien, dieselben bereits blühten, so dass ein Jeder, der sich denselben widmen wollte, die dort schon bestehenden Universitäten, später auch die zu Paris und Montpellier, aufzusuchen genötigt war, und finden wir demgemäss daselbst Jahrhunderte lang viele junge Männer aus dem Norden als „Scholaren“, in eigenen Landsmannschaften oder Stationen vereinigt. Der damals bei den Vorlesungen stattfindende ausschliessliche Gebrauch der lateinischen Sprache ermöglichte das allseitige Verständnis.

Wie andere Wissenschaften, so lag auch die Pflege und Ausübung der Medizin und Chirurgie im frühen Mittelalter überall fast ausschliesslich in den Händen der Geistlichen, namentlich der Bewohner der auch in der Mark Brandenburg zahlreichen Klöster*), in deren Gärten selbst Arzneipflanzen gezogen wurden. Die allgemeine Ausübung der Medizin und Chirurgie durch Geistliche, mit der übrigens zahlreiche abergläubische Manipulationen, wie Beschwörungen, Teufelaustreibungen, bisweilen verbunden waren, hörte indessen mit dem Ende des 13. Jahrhunderts fast überall auf, indem den Geistlichen, namentlich die Ausübung der Chirurgie, nach dem Grundsatz: *Ecclesia abhorret a sanguine* (die Kirche verabscheut das Blut) durch verschiedene Concile untersagt worden war. Nicht ohne Anteil blieb aber die Geistlichkeit, ebenso wie die zu ihr in nahen Beziehungen stehenden geistlichen Ritterorden an der um diese Zeit erfolgenden Gründung von Hospitälern, deren Dringlichkeit sich durch die mit den Kreuzzügen erfolgte Einschleppung des Aussatzes oder der Lepra aus dem Orient nach allen Teilen Europas unabweisbar machte. Die in Folge dessen errichteten Aussatzhäuser oder Leprosorien lagen (wie auch in Berlin) stets absondert, meistens ausserhalb der Städte, und wurden, da sie dem heiligen Georg gewidmet waren, Georgen- oder St. Jürgen-Hospitäler genannt. Nachdem mit dem Ende der Kreuzzüge auch der Aussatz in Europa bedeutend abgenommen hatte, wurden die sogen. „Sondersiechen-, Gutleutehäusern, Elendsherbergen“ in allgemeine Hospitäler verwandelt und dienten namentlich bei den vielen ganz Europa heimsuchenden, auch unter dem Namen des „schwarzen Todes“ bekannten Pestepidemien zur Aufnahme von Pestkranken, die in einzelnen Jahrhunderten auch in der Mark Brandenburg so zahlreich waren, dass viele Dörfer und kleine Städte gänzlich ausstarben.**). Neben den Georgenhospitälern gab es, wie im übrigen Europa, so auch in der Mark, Heilige Geist-Hospi-

*) J. C. W. Moehsen, Beschreibung einer Berlinischen Medaillensammlung, die vorzüglich aus Gedächtnismünzen berühmter Aerzte besteht, nebst einer Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg, besonders der Arzneiwissenschaft, von den ältesten Zeiten an bis zu Ende des 16. Jahrhunderts. II. Teil. Mit Kpf. Berlin und Leipzig 1781. 4°. S. 140.

**) Moehsen a. a. O. S. 258.

täler, die um dieselbe Zeit, nach dem Vorbilde eines noch heute in Rom bestehenden, denselben Namen führenden Hospitals errichtet worden waren. Desgleichen hatten, wie schon erwähnt, an vielen Orten der Mark und ihrer Nachbarschaft die Tempel- und die Johanniter-Ritter Hospitäler begründet.

Obgleich über die Ausübung der ärztlichen Kunst durch Geistliche in der Mark Brandenburg nichts Näheres bekannt ist, namentlich nicht ein einziger Arzt geistlichen Standes eine Berühmtheit erlangt hat*), so musste doch, nachdem dieselben zurückzutreten genötigt waren, für dieselben ein Ersatz erfolgen. Dieser fand sich, da es im Norden von Deutschland wissenschaftlich gebildete, auf ausländischen Universitäten unterrichtete Ärzte und Chirurgen wohl nur wenige gab, in den Barbieren oder „Scherern“, die bis dahin als Gehilfen der Geistlichen und in den vielen Kriegen, namentlich bei der Behandlung äusserlicher Schäden und Verletzungen, sich einige Kenntnisse erworben hatten und in ihren fest gegliederten Innungen auf jede ihnen mögliche Weise auch in der Medizin und Chirurgie sich weiter auszubilden trachteten. Freilich gab es zu jenen Zeiten eigentliche Feldärzte oder -Chirurgen für die Behandlung der Truppen noch nicht, denn die wenigen derselben, welche bei den Armeen sich befanden, standen lediglich im Dienste der Fürsten oder Heerführer und kamen den Mannschaften nicht zu Gute. Eine vermehrte Bedeutung hatten die Barbieri auch dadurch gewonnen, dass in Deutschland im 11. Jahrhundert die Bärte abgeschafft worden waren; auch in der Mark Brandenburg fand dies statt, denn die Markgrafen des 12. und 13. Jahrhunderts wurden auf Grabsteinen und Siegeln stets ohne Bart abgebildet**). Eine andere vorzugsweise den Händen der Barbieri anvertraute Funktion war die Ausführung des Jahrhunderte lang beim Volke in Gebrauch befindlichen oder vielmehr missbräuchlichen regelmässigen Aderlassens und Schröpfens, deren Abschaffung erst in unserem Jahrhundert gelungen ist. Bis dahin aber fand der Aderlass oder die „Lässe“ und das Schröpfen namentlich bei den Landleuten in ganz regelmässigen Zeiträumen statt, die Kalender enthielten sogar „Lasstafeln“, welche angaben, welcher Zeitpunkt dazu besonders geeignet sei, und an den Markttagen floss vor den Läden der Barbieri das vergossene Blut in Strömen; in der Stadt Brügge besass man sogar einen sogenannten „Blutbrunnen“, nach welchem alles Blut binnen 24 Stunden geschafft werden musste. In den mit besonderen Privilegien ausgestatteten Innungen oder Zünften der Barbieri, welche aus Meistern und Gesellen bestanden und sich die Ausbildung von Lehrlingen angedeihen sein liessen, mussten die Gesellen, wenn sie Meister werden wollten, sich einer Prüfung unterziehen und ein Meisterstück machen, bestehend in

*) Moehsen a. a. O. S. 164. — **) Ebenda S. 308.

der Anfertigung gewisser Pflaster, Salben und Wundtränke. Im übrigen ist zu bemerken, dass aus dem Stande der Barbieri, die namentlich in der Chirurgie mehr oder weniger unterrichtet waren, in allen Ländern unter besonders günstigen Verhältnissen manche berühmte Wundärzte hervorgegangen sind.

Eine zweite Klasse von Heilpersonal, das vielfach mit den Barbieren rivalisierte, bildeten die Bader, die Inhaber der zahlreichen Badestuben, die in Deutschland bereits im frühen Mittelalter erwähnt werden. Dieselben beschäftigten sich, ausser der Verabreichung von Wasserbädern, später auch von Dampf- und Schwitzbädern, mit Haarschneiden, Rasieren, Bartstutzen, sowie mit Aderlassen und Schröpfen, und gerieten dadurch häufig mit den Barbieren in Hader. Jedoch hörte mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts der Besuch der Badestuben aus verschiedenen Gründen mehr und mehr auf und das Baderhandwerk ging theils ein, theils wurde es mit dem der Barbieri vereinigt und es bestand für beide von der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts an nur eine Zunft.

Ausser diesen allgemein anerkannten Korporationen und den ihre Kunst ebenfalls mit obrigkeitlicher Erlaubnis ausübenden Staarstechern, Bruch- und Steinschneidern, den auf den Jahrmärkten herumziehenden sogenannten „Schreibern, Marktschreibern oder Landfahrern“, zu denen auch die „Zahnbrecher“ gehörten, wenigen Ärztinnen und den Hebammen, gab es und giebt es bis in unsere Zeit, wie bekannt, eine Reihe von Kurpfuschern, die sich mit der Behandlung sowohl innerlicher wie äusserlicher Leiden beschäftigten und sich vorzugsweise aus dem Stande der Scharfrichter, Schäfer und alten Frauen rekrutieren und zu denen in alten Zeiten noch die Theriakkrämer kamen.

Verhältnismässig spät erhielt Berlin eine Apotheke, denn das erste, dem Meister Hans Zehender vom Magistrat verliehene Privilegium zur Errichtung einer solchen ist von 1488*), während die vor dieser Zeit in Berlin erwähnten Apotheken wahrscheinlich nur Spezereiläden waren, wie noch heutigen Tages in Ostpreussen solche Läden auch „Apotheke“ genannt werden.

Nach Schilderung der allgemeinen, das Heilpersonal in Norddeutschland betreffenden Verhältnisse, wären einige namentlich auf Berlin bezügliche Spezialitäten anzuführen, allein es fehlt für die frühen Zeiten vor dem 15. und 16. Jahrhundert beinahe gänzlich an Nachrichten darüber. Dass an geschickten und erfahrenen Ärzten und Wundärzten damals im Norden von Deutschland kein Überfluss war, beweist z. B. der Umstand, dass die 5 Herzöge von Mecklenburg weder einen Arzt noch einen Wundarzt hatten und dass der askanische Markgraf Otto IV genannt mit dem Pfeil, nachdem er bei der Belagerung von Stassfurt

*) Ebenda S. 379.

1279 am Kopfe durch einen Pfeil verwundet worden war, die Pfeilspitze ein ganzes Jahr in seinem Kopfe stecken liess, bis sie von selbst herausfiel. Dergleichen Fälle, in denen man einen Pfeil sowohl im Kopfe als in anderen Körperteilen 4 bis 10 und mehr Jahre stecken liess, weil selbst verwundete Fürsten und Heerführer sich lieber dem Schicksal als ungeschickten Händen überliessen, werden von den Geschichtsschreibern mehrfach erwähnt*).

Man hätte glauben sollen, dass, nachdem seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts die Kurfürsten von Brandenburg begonnen hatten, auch in Berlin zu residieren, durch deren zum Teil im Auslande gebildete Leibärzte die ärztlichen Zustände in Berlin sich wesentlich gebessert haben müssten, allein dies war nur in geringem Grade der Fall, weil jene oft abwesend waren, um den Herrscher auf Reisen oder Kriegszügen zu begleiten, oder überhaupt nicht ihren dauernden Wohnsitz in Berlin hatten. Von viel grösserer Bedeutung aber war die auch in Mittel-Europa und besonders in Deutschland und dessen Nachbarschaft im 14. Jahrhundert begonnene Gründung von Universitäten, anfangend mit Prag 1348, Erfurt 1389, Leipzig 1409, Rostock 1419, Greifswald 1486, Wittenberg 1502, Frankfurt a. O. 1506 u. s. w., durch welche zum Studium der Medizin im Lande selbst Gelegenheit gegeben war. Freilich müssen wir hervorheben, dass das medizinische Studium in jenen Zeiten nur ein rein theoretisches war, bestehend in dem Vorlesen und Erklären der klassischen Schriften des Altertums und Mittelalters; von einer Unterweisung am Krankenbett war erst in späterer Zeit und in sehr beschränktem Umfange die Rede, da solche Institute, die wir Kliniken nennen, erst Jahrhunderte später errichtet wurden. Mit der Chirurgie, namentlich der operativen, sah es nicht minder dürftig aus, weil eine wesentliche Grundlage derselben, die Anatomie, nur in sehr beschränkter und ungenügender Weise betrieben werden konnte. Gleichwohl vermehrte sich die Zahl der auf Universitäten gebildeten Ärzte um ein Erhebliches und finden wir nunmehr in den Städten auch beamtete Ärzte, die als Stadtärzte oder Physici angestellt waren. In Berlin, das später als andere märkische Städte einen Stadtphysikus erhielt, war der erste, nach 1552, der Dr. Matthaeus Fleck (Flaccus). Zu bemerken ist, dass die mit der Behandlung innerlicher Kranken sich beschäftigenden Ärzte damals als „Leibärzte“, die Chirurgie treibenden aber als „Schneidärzte“ bezeichnet wurden.

Für Berlin ist die erste bekannte Urkunde, welche die „vorsichtigen Meister des Barbierer- und Wundärzten-Handwerks“ betrifft, ein ihnen vom Magistrat zu Berlin und Cölln 1526 gegebener „Bekräftigungsbrief“, der ihnen Schutz gegen die Winkelärzte verspricht und 1539 vom Kurfürsten Joachim II. bestätigt wurde. Der älteste „Confirmationsbrief“

*) Ebenda S. 306.

der Bader ist vom Jahre 1564*), jedoch war dem kurfürstlichen Leibbarbier und dem ersten Badermeister der Stadt das besondere Recht vorbehalten, bei frischen Wunden den ersten Verband anzulegen. Irgend welche bedeutendere Operationen scheinen übrigens die märkischen Barbier-Chirurgen nicht ausgeführt, sondern dieselben, namentlich den Bruch- und Steinschnitt, den herumziehenden Operateurs oder Landfahrern überlassen zu haben. Nicht nur das niedere Volk, sondern auch angesehene Personen waren genötigt, die Hilfe dieses letzteren Heilpersonals bei chirurgischen Dingen in Anspruch zu nehmen, wie das Beispiel des einer der mächtigsten Ritterfamilien angehörigen Johann von Quitzow auf Schloss Plaue beweist, der wegen eines Lanzenstiches, den er in ein Auge erhalten hatte, einen solchen Heilkünstler, welcher auf dem Jahrmarkte des benachbarten Brandenburg sein Gerüst aufgeschlagen hatte, auf sein Schloss entbot, dessen Besuch aber erst nach mehreren Tagen erlangen konnte**).

Unter den kurfürstlichen Leibärzten des 15. und 16. Jahrhunderts, die zum Teil Professoren der Frankfurter Universität waren, führen wir nur einen an, nämlich den so sehr verschiedenartig beurteilten Astrologen und Alchimisten Leonhard Thurneisser zum Thurn***), der, ursprünglich Chemiker und Montanist, im Laufe der Zeiten sich auch medizinische Kenntnisse erworben hatte, die er gehörig auszunutzen verstand. Er war von 1571—84 Leibarzt des Kurfürsten Johann Georg und hatte in den weiten Räumen des ihm überwiesenen Franziskaner- oder Grauen Klosters ein grosses Laboratorium und mancherlei anderes, darunter eine grossartige Buchdruckerei, eingerichtet. Die Mark Brandenburg hat ihm ausserdem eine ganze Reihe chemischer Industrien, wie Alaunwerke, Salpetersiedereien und eine Verbesserung der Glasfabrikation zu danken. Unter dem genannten Kurfürsten fand auch die Errichtung einer Kommission zur Revision der Apotheken, die wenigstens einmal jährlich erfolgen sollte, statt und wurde 1574 eine Apothekertaxe eingeführt †).

Werfen wir jetzt einen Blick auf das Feld-Sanitätswesen, das im 16. Jahrhundert bei den deutschen Landsknechtsheeren ††) sich bereits in einem ziemlich geordneten Zustande befand. Es sei daran erinnert,

*) Ebenda S. 309. — **) Nevermann in v. Walther's und v. Ammon's Journal der Chirurgie. Bd. 37. 1847. S. 90.

***) J. C. W. Moehsen. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg von den ältesten Zeiten an bis zu Ende des 16. Jahrhunderts. Berlin und Leipzig, 1783. 4° S. 55 ff. — A. W. Hofmann, Berliner Alchimisten und Chemiker. Rückblick auf die Entwicklung der chemischen Wissenschaft in der Mark. Rede u. s. w. Berlin 1882. S. 16 ff.

†) Moehsen, Beschreibung a. a. O. S. 544.

††) Leonhart Fronsperger, Von Kayserlichen Kriegsrechten u. s. w. Frankfurt a. M. 1565, fol., Buch III, fol. 77b.

dass Feuerwaffen um die Mitte dieses Jahrhunderts noch keineswegs allgemein bei den Heeren in Gebrauch waren, indem solche, bei ihrer Unvollkommenheit, unter Umständen, z. B. bei Regenwetter, einer mit Pfeilen bewaffneten Truppe gegenüber noch einen harten Stand hatten, und dass die Bewaffnung mit Spiessen noch vielfach bei den Fusstruppen vorherrschte.

An der Spitze des Sanitätsdienstes bei den Landsknechtsheeren stand ein Oberst-Feldarzt, der Doktor der Medizin und ein angesehenener Arzt sein musste und der Vorgesetzter aller Feldscherer oder Wundärzte war, deren jeder einem von einem Hauptmann befehligten Fähnlein zugeteilt war, von denen 10—16, in der Stärke von durchschnittlich je 200 Mann, ein Regiment bildeten. Die Feldscherer, die mit Arzneien und Instrumenten ausgerüstet sein mussten, hatten zu ihrer Unterstützung je einen Knecht und behandelten die erkrankten oder verwundeten Landsknechte, die ihrerseits dafür die Feldscherer bezahlen mussten. Da es wirkliche Lazarette nicht gab, fiel die eigentliche Krankenpflege den beim Tross in grosser Menge befindlichen verheirateten und unverheirateten Weibern und deren Kindern zu, die ausserdem das Kochen und das Waschen zu besorgen, Holz zuholen, das Lager zu reinigen und bei Belagerungen Reisbündel zu flechten hatten. Ein bei der Artillerie oder „Arckelley“, nebst vielen anderen Wagen, mitgeführter „Wagen mit den Sänften“ scheint für den Transport Verwundeter und Kranker bestimmt gewesen zu sein; ein Schwerkranker wurde übrigens aus dem Lager nach dem nächsten Orte gebracht und dem dortigen Hospital übergeben.

Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts waren von privater Seite bereits Feld-Apotheken und Feld-Instrumentarien konstruiert worden, z. B. von dem berühmten Chirurgen Fabricius Hildanus und ähnliche Kisten für den Gebrauch auf Schiffen von dem Engländer Woodall. Es waren dadurch bereits nachahmenswerte Muster gegeben, wenn auch deren allgemeine Einführung bei der Land- und Seemacht noch ziemlich lange auf sich warten liess.

Der Kurfürst Georg Wilhelm, in dessen Regierungszeit der grösste Teil des auch die Mark Brandenburg in furchtbarster Weise verwüstenden 30jährigen Krieges fällt, machte die kleine Wehrmacht des Kurstaates zu einer dauernden Institution und teilte dieselbe in Regimenter, denen, ausser den Compagnie-Feldscherern, je ein Regiments-Feldscherer zugeteilt war. Von denselben hatten erstere auch die Soldaten, letztere die Offiziere zu rasieren. Georg Wilhelm hinterliess seinem grossen Sohne und Nachfolger 5 Regimenter Fussvolk und 3 Regimenter Reiterei, in der Stärke von zusammen 6100 Mann, nebst 41 Mann Artillerie und einer Compagnie Leibgarde*). Erst Friedrich Wilhelm,

*) Adolph Leopold Richter, Geschichte des Medizinalwesens der Königlich Preussischen Armeen bis zur Gegenwart. Erlangen 1860. S. 9 ff. — Emil Knorr, Entwicklung und Gestaltung des Heeres-Sanitätswesens der europäischen Staaten. Hannover 1880. S. 64 ff.

der grosse Kurfürst, wurde der Begründer eines stehenden Heeres, mit dem er, trotzdem es nur 26 000 Mann zählte, die glänzenden Siege bei Warschau und Fehrbellin erfocht. Auch die Sanitätseinrichtungen erfuhren unter ihm eine Veränderung. In jeder grösseren Garnison wurde, neben den gewöhnlichen Feldscherern, ein Garnison-Medicus und ein Garnison-Feldscherer zur Behandlung der innerlich und äusserlich Kranken eingesetzt. Da es Friedens-Lazarette noch nicht gab, mussten die erkrankten Soldaten in ihren Quartieren behandelt werden; Arzneien erhielten sie aus den nunmehr vom Staate unterhaltenen Medizinkästen. Im Felde war der Armee ein Stabs-Medicus, ein Stabs-Feldscherer und ein Apotheker beigegeben, der einer sehr zahlreiche Medikamente enthaltenden Feld-Apotheke vorstand. Ein Schriftsteller aus dieser Zeit (1688—90) über das Feld-Medizinalwesen, dessen Mängel er namentlich schilderte, war Abraham a Gehema, ein polnischer Edelmann und Dr. der Medicin, der früher selbst gemeiner Soldat gewesen war und es bis zum Kapitän und Rittmeister gebracht hatte.

Während unter der folgenden Regierung des späteren Königs Friedrich I. das Militär-Sanitätswesen, trotz der Vergrösserung der Armee, ziemlich in derselben Verfassung verblieb wie bisher, war für das Civil-Medizinalwesen noch von dem grossen Kurfürsten ein wichtiger Schritt durch die im Jahre 1685 erfolgte Errichtung einer Central-Medizinalbehörde, das Collegium medicum*), geschehen, welchem die Aufsicht über das gesamte Heil- und Hilfs-Personal, die Prüfung der Ärzte, Wundärzte, Bader, Oculisten, Operateure, Steinschneider, Bruchärzte, Hebammen, Zahnbrecher, Apotheker, die Visitation der Apotheken u. s. w. übertragen war. Dasselbe entwarf 1694 eine Medizinal-Ordnung, in welcher die Amtspflichten des genannten Heilpersonals näher begrenzt waren und welche die Grundlage des Medizinal-Ediktes vom Jahre 1725 bildete, das der Ausgangspunkt der späteren Preussischen Medizinal-Verfassung wurde.

Wenn auch unter den Brandenburgischen Ärzten der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, ausser etwa dem Frankfurter Anatomen Bernhard Albinus, sich keiner befand, dessen Gedächtnis in der Wissenschaft fortlebt, so ist doch einer berühmten Hebamme, der Justine Siegemundin, geb. Dittrichen, zu gedenken, welche eine ganz auf ihre eigene vieljährige Erfahrung basierte, von der Frankfurter medizinischen Fakultät empfohlene, mehrfach aufgelegte und in's Holländische übersetzte Schrift unter dem Titel: „Die Chur-Brandenburgische Hoff-Wehe-Mutter, das ist: ein höchst nöthiger Unterricht von schweren und unrecht stehenden Geburten, in einem Gespräch vorgestellt“, Cölln an der Spree 1690. 4, zuerst erschienen, hinterlassen hat.

*) Wilhelm Horn, Das Preussische Medizinalwesen. Thl. 1. Berlin 1857. S. 1.

Die von den verschiedenen Herrschern, auch von dem Grossen Kurfürsten, sehr begünstigten und geförderten Bemühungen der Alchimisten oder Chemiker, Gold zu machen, führten zwar nicht zu diesem Ziele, aber zu einigen wichtigen Entdeckungen. So erfand der 1679 von dem Grossen Kurfürsten als „geheimer Kammerdiener“ in Dienst genommene Johann Kunkel *) (der später unter dem Namen von Loewenstjern geadelt wurde) das prachtvolle Rubinglas, das bekanntlich durch den Zusatz von Gold zu dem farblosen Glassatze gewonnen wird. Kunkel hatte auf der ihm zum Geschenk gemachten heutigen Pfaueninsel bei Potsdam — damals Pfauen- oder Kaninchenwerder genannt — eine Krystallhütte angelegt, in der namentlich ornamentale Gläser hergestellt wurden. Früher schon war ihm die Wiederauffindung des bereits vor ihm entdeckten Phosphors gelungen, der erst in unserer Zeit seine gewaltige Bedeutung als Lichtspender erlangt hat. Wie sein Vorgänger hatte er ihn, bei seinen Versuchen Gold zu machen, in einer goldgelben Flüssigkeit, die zu den Auswurfstoffen des menschlichen und tierischen Körpers gehört, gefunden.

Die im Jahre 1700 in Berlin durch den berühmten Leibniz erfolgte Gründung der Societät der Wissenschaften**), die seit 1744 Akademie der Wissenschaften genannt wurde, kam der Entwicklung der Medizin durch die von jener ausgehende Förderung der Naturwissenschaften, namentlich der Physik und Chemie, wesentlich zu Gute. Weitere Schritte in dieser Richtung geschahen durch den König Friedrich Wilhelm I., dem besonders die Ausbildung von Militärärzten am Herzen lag. Er errichtete nämlich auf den Rat seines Leib- und Generalchirurges Dr. Holtzendorff zunächst 1713 eine Anatomie, das sogen. *Theatrum anatomicum*, welches in dem nordwestlichen Eckpavillon des Königl. Marstallgebäudes in der Dorotheenstrasse seinen Sitz hatte und länger als ein Jahrhundert daselbst verblieb. Mit der Begründung des Collegium medico-chirurgicum und eines botanischen Gartens im Jahre 1724 traten zu den anatomischen Übungen und Vorträgen noch andere in der Medizin, Chirurgie, Botanik und Chemie, dazu bestimmt, Medico-Chirurgen, also vollständige Ärzte für das platte Land und das Heer, auszubilden. Der klinische Unterricht aber wurde von 1727 an in der aus Anlass der Pestepidemie von 1709—10 als „Pesthaus“ erbauten, als solches aber nicht benutzten, vielmehr in den folgenden Jahren als Armen- und Arbeitshaus und als Garnisonlazareth dienenden Charité erteilt. Diesen Namen hatte der König Friedrich I. selbst gewählt, um die Anstalt als ein Werk der christlichen Liebe und Barm-

*) Hofmann a. a. O. S. 30 ff.

**) E. Gurlt, Die Kriegschirurgie der letzten 150 Jahre in Preussen. Rede u. s. w. Berlin 1875. S. 4 ff. — Pagel, Die Entwicklung der Medizin in Berlin von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Wiesbaden 1897. S. 17 ff.

herzigkeit zu bezeichnen, vielleicht auch im Hinblick auf das gleichnamige Pariser Hospital. Durch diese verschiedenen Einrichtungen war also die Gelegenheit zu einer vollständigen medizinischen Ausbildung gegeben, obgleich bei der noch immer bestehenden Scheidung zwischen der Ausübung der Medizin und der Chirurgie, die Chirurgen, namentlich auch die Compagnie-Feldscherer, fast ohne Ausnahme aus der Barbierstube hervorgingen, während die der inneren Medizin sich widmenden Ärzte oder Doktoren der Medizin vorzugsweise auf den Universitäten (von denen zur damaligen Zeit nur Frankfurt a. O., Halle und Königsberg zum Preussischen Staate gehörten) ausgebildet wurden. Ich unterlasse es, einzelne Namen der zum Teil nicht unbedeutenden, am Collegium medico-chirurgicum wirkenden Lehrer anzuführen und bemerke nur, dass im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts zwei Herren der Deutschen Medizin, Friedrich Hoffmann und Georg Ernst Stahl, beide Professoren der 1694 gegründeten Universität Halle, nach einander in Berlin als Leibärzte thätig waren.

Bald nach dem Beginn der Regierung Friedrich's des Grossen begann eine Periode der Kriege, welche die Thätigkeit der Feldärzte in hohem Grade in Anspruch nahm. Während bei den Truppen das Verhältnis zwischen den Regiments- und den Compagnie-Feldscherern ziemlich dasselbe war, wie unter den vorigen Regierungen, bildete die Errichtung von Garnison-Lazaretten einen wesentlichen Fortschritt in der Pflege der erkrankten Soldaten im Frieden. Aber auch für den Krieg wurden bessere Vorkehrungen durch Errichtung von Feldlazaretten getroffen, die, ausser mit einem hinreichenden Personal, mit den notwendigsten Utensilien versehen waren und in grösseren Städten etabliert wurden, während ein Hôpital ambulant die Armee bei Märschen und Schlachten begleitete. Freilich fehlte denselben noch manches, was ein notwendiger Bestandteil der heutigen Feldlazarette ist, z. B. Transportmittel und mussten die bei den Compagnien befindlichen Proviantwagen und requirierte Bauerwagen benutzt werden. Wie man sich unter Umständen zu helfen wusste, erzählt Schmucker*), erster General-Chirurgus im 7jährigen Kriege: Als nach der Schlacht bei Liegnitz keine Möglichkeit mehr war, 500 an den oberen Gliedmassen Verwundete fortzuschaffen, musste, auf seinen Vorschlag, ein Dragoner-Regiment absitzen und diesen Leuten die Pferde geben. In der Zeit von einer halben Stunde sassen alle Verwundeten zu Pferde und die Dragoner marschierten nebenher. Am dritten Tage gelangte man auf diese Weise mit den Verwundeten nach Breslau. Eine andere Art von Transport, der für die Kranken und Verletzten der denkbar schonendste ist, nämlich der mittels der die deutschen Ströme befahrenden grossen Kähne, kam schon im

*) Joh. Leber. Schmucker, Vermischte chirurgische Schriften. Bd. 1. S. 345.

7jährigen Kriege, wie vielleicht bereits in früheren Kriegen, in Anwendung, nämlich auf der Elbe abwärts, von Sachsen nach Magdeburg. Um hier gleich vorzugreifen, erwähne ich, dass auch in den Kriegen zu Anfang des 19. Jahrhunderts mehrfach derartige Wassertransporte stattfanden*). So wurde nach der Schlacht bei Pr. Eylau (8. Februar 1807) von den zum Teil mit Schlitten nach Königsberg gebrachten Verwundeten und den dazu gekommenen zahlreichen Ruhr- und Typhuskranken, die zusammen über 18 000 betrugten, eine Anzahl derselben zu Wasser über das Frische Haff, durch die Nogat, Weichsel, den Bromberger Kanal u. s. w. zum Teil bis nach Berlin geführt, teilweise aber schon in Elbing, Marienwerder, Bromberg, Cüstrin evacuiert. Sechs Jahre später, 1813, fand ein ähnlicher Transport von 350—400 Verwundeten aus der Schlacht an der Katzbach auf der Oder und Spree nach Berlin statt, wo sie an der Weidendammer Brücke ausgeladen wurden. Das gleiche Verfahren kam auf der Elbe, dem Main, dem Rhein, der Maas, auch in Süddeutschland auf der Donau und dem Neckar, in Oesterreich auf der Mur und in Frankreich auf der Seine und Marne, sowie auf den Kanälen der Niederlande in den Jahren 1813, 14, 15 vielfach zur Anwendung.

Die hervorragendsten Feldärzte, die während des 7jährigen Krieges an der Spitze der Preussischen Kriegschirurgie standen, waren, ausser dem schon genannten Schmucker, noch Bilguer und Fheden, welche unter dem Titel 1., 2., 3. General-Chirurgus die Verwundetenpflege bei den einzelnen Armeen leiteten. Zum General-Stabs-Feldmedicus seiner sämtlichen Armeen hatte der König 1760 seinen ersten Leibmedicus, den Geh. Rat, Direktor aller medizinisch-chirurgischen Angelegenheiten, Dr. Cothenius, ernannt. Letzterer liess sich angelegen sein, bei den im Kriege auch sehr zahlreichen innerlich Kranken gegen die Anhäufung derselben an einzelnen Orten, also für die sogen. Krankenzerstreuung, zu wirken, während Bilguer, ganz im Geiste der neueren Chirurgie, durch möglichste Vermeidung von Amputationen ein Vorläufer der konservativen Kriegschirurgie war.

Gleich vom ersten Schlesischen Kriege an finden wir, dass eine Anzahl von Verträgen zwischen den Kriegführenden zum Wohle der in Feindeshand gefallenen kranken und verwundeten Soldaten und der angemessenen Behandlung des in gleicher Lage befindlichen Sanitätspersonals, der Feldgeistlichen u. s. w., abgeschlossen wurden, Verträge, wie sie in grosser Zahl schon in früheren und auch in späteren Kriegen sich finden, bis auf die neue Zeit und bis auf die eine ähnliche Tendenz verfolgende Genfer Convention von 1864, die bekanntlich das Rothe Kreuz

*) E. Gurlt, Zur Geschichte der internationalen und freiwilligen Krankenpflege im Kriege. Leipzig 1873. S. 847, 853.

zu ihrem Symbol gewählt hat. Ohne auf jene alten, von mir an einem anderen Orte*) ausführlich erörterten Verträge, die allen Forderungen der Genfer Konvention bereits mehr oder weniger gerecht werden, näher einzugehen, will ich nur anführen, dass es mir gelungen ist, 291 derselben aufzufinden, welche in Kartels und Konventionen zur Auswechslung und Ranzionierung von Kriegsgefangenen, in Kapitulationen von Truppenkörpern, festen Plätzen u. s. w., in Waffen stillständen, Friedens-Präliminarien und -Schlüssen, sowie in Verträgen zur Neutralisierung von Brunnen- und Badeorten in Kriegszeiten bestehen, die Zeit von 1581 bis 1861, also fast 300 Jahre, und alle europäischen Länder, und ausserdem Nord- und Südamerikanische Staaten, sowie Ostindien und Ägypten betreffen. Dafür dass die humanen Bestimmungen jener Verträge in den Kriegen Friedrichs des Grossen von 1741 bis 1763 allgemein bei jeder sich darbietenden Gelegenheit zur Anwendung kamen, ist der Beweis darin gegeben, dass ich für jene Zeit wenigstens 40 solche Verträge aufgefunden habe, die mit den Oesterreichern, Franzosen, Russen, Schweden auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen abgeschlossen waren, darunter auch 2 zu Gunsten der Brunnen- und Badeorte, die in der Genfer Konvention eine Berücksichtigung nicht gefunden haben. Von der sonst ziemlich allgemeinen Anwendung der erwähnten Verträge in den verschiedenen Kriegen machen der Krim-, Italienische und Nordamerikanische Krieg, eine unrühmliche Ausnahme, indem in ihnen von jenen keine Rede war.

Die 1748 erfolgte Gründung des Berliner Invalidenhauses mit seiner bekannten Inschrift: „Laeso et invicto militi“ war ein neues Zeugnis der Fürsorge, welche der König seinen dienstunfähig gewordenen Soldaten widmete. Zu den früher erwähnten drei hervorragenden Feldchirurgen des 7jährigen Krieges kamen in den folgenden Kriegen, dem Bayerischen Erfolgskriege (1778), den Feldzügen gegen Frankreich (1798) und in Polen (1794), sowie in den Kriegen von 1806 an noch zwei hochverdiente Männer, nämlich Christian Ludwig Mursinna, der, als Barbiergeselle in die Armee eingetreten, noch den 7jährigen Krieg mitgemacht hatte und es im weiteren Verlaufe zum General-Chirurgus und Professor der Chirurgie brachte, und Johann Görcke, der Regenerator des Preussischen Militär-Sanitätswesens, der 1789 der Nachfolger von Theden geworden war. Schon in der Rhein-Compagne von 1792, in der ihm die Direktion der Feldlazarette übertragen war, hatte er den Plan zur Errichtung eines Feldlazarett-Ambulants, d. h. eines wandelnden Lazarett, für 1000 Verwundete und Kranke entworfen und mit Genehmigung des Königs Friedrich Wilhelm II. binnen sechs Wochen

*) Historische Studien über internationale Kriegs- und Krankenpflege in den letzten 300 Jahren vor Abschluss der Genfer Convention u. E. Gurlt, Zur Geschichte dieser a. a. O. S. 1.

zur Ausführung gebracht. Zum ersten Male befanden sich seit 1795 bei den Feldlazaretten auch auf Federn ruhende Krankenwagen, nach englischem Muster erbaut. In demselben Jahre hatte Görcke*), nach dem Beispiel der Josephi-Akademie in Wien, eine umfassende militärärztliche Lehr- und Bildungsanstalt, unter dem Namen „Chirurgische Pepinière“, in's Leben gerufen. Dieselbe erhielt ihren Sitz zunächst in einem Flügel der grossen Artilleriekaserne, an der Ecke der Georgen- und Universitätsstrasse, seit 1824 aber auf dem Georgeschen Grundstück in der Friedrichstrasse, wo die Anstalt, die 1818 die Namen „Medizinisch-chirurgisches Friedrich Wilhelm-Institut“ und 1895, bei ihrem 100jährigen Stiftungsfeste, „Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen“ erhielt, sich noch heute befindet. 1811 war zu dieser Anstalt noch die „Medizinisch-chirurgische Akademie für das Militär“ getreten, um nach der Ende 1809 erfolgten Aufhebung des Collegium medico-chirurgicum, dessen Professoren die Lehrer der militärärztlichen Zöglinge gewesen waren, unabhängig von der 1810 in Berlin gegründeten Friedrich Wilhelms-Universität, ein Lehrpersonal für jene zu sichern. Die Professoren des aufgehobenen Collegium medico-chirurgicum, von denen ich unter den Medizinern nur Ernst Horn, C. W. Hufeland, Bibke nenne, bildeten übrigens den Stamm der neu errichteten medizinischen Fakultät, in die dann noch C. F. Graefe, Reil, Rudolphi u. a. eintraten, während die Professoren der Naturwissenschaften, wie Hermbstaedt, Klaproth, Willdenow u. a. in die philosophische Fakultät übergingen. Nebenbei führe ich an, dass in jener Zeit Berlin sich auch verschiedener sehr beliebter Ärzte, die weder dem Militär noch der Universität angehörten, wie Formey, Marcus Herz, Ernst Ludwig Heim, zu erfreuen hatte. Um die Wende des Jahrhunderts gelang es, auch bei uns die beinahe vollständige Ausrottung einer sehr gefährlichen Volkskrankheit, nämlich der Pocken oder Blattern, die allen von denselben Befallenen Entstellung, sehr vielen aber auch den Tod brachten, anzubahnen, indem auch bei uns die wenige Jahre vorher von Jenner entdeckte Kuhpocken-Impfung eingeführt wurde; um dieselbe machte sich Heim besonders verdient. 1802 wurde zu ihrer Beförderung das Königl. Impfinstitut in Berlin errichtet.

Das Kriegs-Ungewitter, welches sich 1806 mehr und mehr nahte, fand die Preussische Armee wenig gerüstet, namentlich auf den zu erwartenden Winter-Feldzug nicht vorbereitet; denn wie zu Friedrichs Zeiten, wo man im Winter die Waffen ruhen liess, besass die Infanterie gar keine Mäntel und die Kavallerie hatte nur den Oberkörper deckende Radmäntel. So erschien denn im letzten Augenblick, am 30. September, als die mobile Armee bereits in's Feld gerückt war, ein von der Re-

*) Schickert, Die Militärärztlichen Bildungsanstalten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart. Berlin 1895, 4^o, S. 13.

gierung veranlasster Aufruf zu Geldsammlungen*) für Beschaffung von Ärmelmänteln für die Infanterie und von wollenen Überhosen für die Kavallerie. Da bereits mit den beiden verlorenen Schlachten von Jena und Auerstaedt (18. Oktober) die Entscheidung des Feldzuges eingetreten war, ist, trotz des guten Fortganges, den die Sammlungen hatten, kaum anzunehmen, dass den Truppen von dem Gewünschten irgend etwas zugekommen sein mag. Auf die mit den geschlagenen Armeen nach allen Richtungen hin zerstreuten Verwundeten, deren Unterkunft und Behandlung gehe ich nicht näher ein.

Im folgenden Jahre, 1807, trat in Königsberg, woselbst sich, wie wir gesehen haben, nach der Schlacht bei Eylau eine sehr beträchtliche Zahl von Verwundeten und Kranken befand, zum ersten Male das, was wir heute als freiwillige Kriegsrankenpflege durch Frauen bezeichnen, in die Erscheinung, indem, unter den Augen der dort anwesenden Königin Luise, Frauen aller Stände, darunter die bekannte Frau von Krüdener, sich der Unglücklichen thatkräftig annahmen. Eine andere Neuerung war, dass man zur Unterbringung der überaus zahlreichen Patienten sich genötigt gesehen hatte, hölzerne Lazarett-Baracken**) zu errichten, die zwei Geschosse besaßen und eine beträchtliche Anzahl von Patienten aufnehmen konnten. Baracken für Hospitalzwecke wurden übrigens um dieselbe Zeit und später auch an anderen Orten benutzt; eine der grössten Einrichtungen der Art war das Baracken-Lazarett auf der Pflingstweide in Frankfurt a. M., das für 1480 Kranke eingerichtet war und das Schicksal hatte, im Februar 1814 abzubrennen, wobei indessen, wie es scheint, ziemlich alle Insassen gerettet wurden.

Die Zeit von 1807—1813, welche für Preussen die traurigste war, die es je erlebt, in der aber, ausser der Regeneration der gesamten Verwaltung, unter anderem auch die Errichtung der Berliner Universität stattfand, legte der Bevölkerung des von dem Eroberer ausgesogenen Landes grosse Opfer auf. Die durch den Tilsiter Frieden auf 4 594 000 verringerte Einwohnerzahl des sehr verkleinerten Staates hatte reichlich eine Milliarde Franken Kriegskosten-Entschädigung aufbringen müssen und die Lasten und Schulden, welche durch den Krieg den einzelnen Provinzen in den nächsten Jahren erwachsen waren, wurden auf mindestens 310 Millionen Thaler veranschlagt***).

Nachdem Preussen im Jahre 1812, vermöge der ihm aufgezwungenen Bundesgenossenschaft mit Frankreich, im Kriege gegen Russland eine neue Schule des Leidens durchgemacht, das vorzugsweise die östlichen

*) E. Gurlt, Zur Geschichte u. s. w. a. a. O. S. 154.

**) E. Gurlt, Ebenda S. 168, 849. — v. Langenbeck, v. Coler, Werner: Die transportable Lazareth-Baracke. 2. Auflage. Berlin 1890. S. 12 ff.

***) E. Gurlt, Zur Geschichte u. s. w. a. a. O. S. 178 ff.

Provinzen des Staates traf, erfolgte im Frühjahr 1813 die glorreiche Erhebung des ganzen Volkes gegen die französische Zwingherrschaft. Zum ersten Male erschien jetzt, neben dem ganzen Volke in Waffen und neben den freiwilligen Spenden zur Ausrüstung und Bewaffnung seiner in's Feld rückenden Söhne, die Sorge für das Wohl und Wehe der Vaterlandsverteidiger und ihrer Angehörigen, nicht vereinzelt und durch die Not hervorgerufen, wie bei früheren Gelegenheiten, sondern in festgegliederten Formen und auf das Ganze gerichtet. Mit der in Preussen ihren Anfang nehmenden Volkserhebung und später auch in den übrigen deutschen Staaten bildeten sich Vereine, namentlich von Frauen und Jungfrauen, welche den für den Krieg sich rüstenden und in denselben ziehenden Streitern und später den Verwundeten und Kranken ihre unausgesetzte Fürsorge widmeten. Der erste Anstoss dazu ging von Berlin aus und die Seele des Ganzen war eine dem Throne zunächst stehende erlauchte Frau, die Schwägerin des Königs, Marianne Prinzessin Wilhelm von Preussen, die hier die Stelle der vor drei Jahren aus dem Leben geschiedenen unvergesslichen Landesmutter einnahm. Drei Wochen nach dem Aufruf der Freiwilligen durch den König (3. Februar), nach Errichtung der Landwehr und des Landsturmes, hatte die Prinzessin, zusammen mit 8 anderen Prinzessinnen, am 23. März 1813 an die Frauen und Jungfrauen des Staates einen Aufruf erlassen*), in welchem sie, behufs Erfüllung jener Zwecke, zur Bildung eines „Frauenvereins zum Wohle des Vaterlandes“, der später auch der „Erste oder Grosse Frauenverein“ genannt wurde, aufforderte. Die danach zahlreich in allen Provinzen Preussens, allmählich auch im übrigen Deutschland, gebildeten Vereine hatten, je nach der Nähe des Kriegsschauplatzes, teils unmittelbar und selbstthätig ihr Unterstützungswerk auszuüben, teils mussten sie sich auf Sendungen nach jenem beschränken.

Als im März 1813 die Preussische Armee mit 80 000 Mann in's Feld rückte, waren ihre 6 fliegenden und 3 Haupt-Feldlazarette allerdings im stande, etwa 6400 Kranke und Verwundete aufzunehmen und zu verpflegen, allein für den voraussichtlich viel grösseren Bedarf mussten noch sogenannte „Provinzial-Lazarette“, entsprechend unseren heutigen Reserve-Lazaretten, errichtet werden. Dieselben, deren Zahl im März 1814 bereits auf 124 gestiegen war, standen unter der Leitung von nicht-aktiven Militär- und Civilärzten, darunter einer Anzahl von Universitäts-Professoren und Medizinalbeamten**). Es konnte bei ihnen aber auch auf die thätige Mitwirkung der erwähnten, überall gebildeten sogenannten „Wohlthätigkeits-Vereine“, und zwar sowohl der weiblichen als der männlichen Mitglieder derselben, von denen die ersteren die Pflege, die letzteren die Verwaltung übernahmen, gerechnet werden. Nach dem

*) Ebenda S. 219. — **) Ebenda S. 350.

Waffenstillstande von 1813 trat zu der auf 180 000 Mann vergrösserten Armee noch das Haupt-Reserve-Feldlazarett unter Graefes Leitung.

Indem wir die im Sommer 1813 gelieferten einzelnen Schlachten ausser Betracht lassen, wollen wir nur der einigemal, z. B. nach der Bautzener Schlacht vorgekommenen besonderen Art des Transportes Verwundeter gedenken, die nur in der Not und in Ermangelung aller anderen Transportmittel ausgeführt wurde, sich aber sehr bewährte, nämlich des Transportes Verwundeter auf Schubkarren *) durch dazu requirierte Bauern bis nach Dresden; das Transportmittel war also ein unvollkommener Vorläufer unserer heutigen Räderbahnen. — Zu erwähnen ist auch, dass schon damals einige Vereine sich zur Aufgabe gemacht hatten, nach dem Vorschlage des Dr. Faust in Bückeberg, jedem einzelnen Krieger ein Päckchen mit Verbandzeug **) nebst einer gedruckten Anweisung zu einfacher Behandlung der Wunden zu übergeben, während von anderen Vereinen für die Ergänzung der sogenannten kleinen Montierungsstücke, also der Hemden, Strümpfe, Unterjacken u. s. w., gesorgt wurde.

Bereits im März 1813 hatte der König der General-Ordenskommission den Befehl gegeben, alle freiwilligen Spenden, Opfer und Leistungen in dem bevorstehenden Kriege zu sammeln und aufzuzeichnen. Diese unter der Bezeichnung „National-Denkmal“ unternommene Arbeit, welche erst 1820 vollendet und für den Druck bestimmt war, ist gleichwohl damals nicht veröffentlicht worden; dagegen war es mir vergönnt, von derselben Kenntnis zu nehmen und ihre Ergebnisse bekannt zu machen ***). Es findet sich darin eine Übersicht über die Gesamtheit der freiwilligen Opfer und Leistungen in den Kriegen 1813, 14, 15, und sind namentlich die zu Ausrüstungszwecken gemachten Sammlungen, die Zahlen der gestellten Freiwilligen- und Landwehr-Mannschaften, die freiwilligen Leistungen zum Besten der Opfer des Krieges, also der Verwundeten, Kranken, Invaliden, Witwen und Waisen der Gefallenen, nach den einzelnen Provinzen geordnet, verzeichnet. Danach betragen diese freiwilligen Leistungen der alten Provinzen des Staates (also mit Ausschluss der 1815 hinzugetretenen Landesteile) 10 292 310 Thaler; die Zahl der zum stehenden Heere und zur Landwehr gestellten Mannschaften war 49 372; die freiwilligen Leistungen zum Besten der Kranken, Verwundeten, Invaliden, Witwen und Waisen, der durch den Krieg verarmten Einwohner und der Kriegsgefangenen beliefen sich auf 1 978 177 Thaler, Leistungen, die, mit Rücksicht auf den ausgesogenen Zustand des Landes, als sehr beträchtlich bezeichnet werden müssen.

*) Ebenda S. 512. — **) Ebenda S. 855.

***) E. Gurlt, Die freiwilligen Leistungen der Preussischen Nation in den Kriegsjahren 1813–1815 in Zeitschrift für Preussische Geschichte und Landeskunde. Jahrg. 9. 1872, S. 645. — E. Gurlt, Zur Geschichte u. s. w. a. a. O. S. 382, 83.

Wenngleich alle Provinzen des Staates sich an dem Liebeswerk in regster Weise beteiligten, so kommt doch der uns hier am meisten interessierenden damaligen Provinz Kurmark und namentlich der Stadt Berlin ein Hauptanteil zu. Die freiwilligen Leistungen daselbst beliefen sich auf 2 925 309 Thaler, darunter die für Kranke, Verwundete u. s. w. auf 881 037 Thaler. In der Kurmark bestanden 30 Frauen-, Jungfrauen- und gemischte Männer- und Frauen- sowie 6 Männer-Vereine, die zusammen 343 110 Thaler aufgebracht hatten. Die Berliner Lazarette waren grösstenteils in Kasernen eingerichtet und in jeder derselben wirkte je einer der Vereine; auch bestanden einige Privat-Lazarette.

Nach der Schlacht bei Gross-Beeren (23. August) hatte sich die erste Hilfe und Pflege bei den Verwundeten durch die Berliner bekanntlich bis auf das Schlachtfeld selbst erstreckt. Welche bedeutende Anforderungen übrigens die Pflege der Kranken und Verwundeten in Berlin machte, beweist der Umstand, dass allein im Oktober 1813 daselbst in den Haupt-, Reserve-, Feld- und den Provinzial-Lazaretten mit Einschluss der Kranken der russischen und französischen Armee, sich deren 24 274 befanden. Indessen auch auf die damals nur 155 000 betragende Civil-Einwohnerschaft von Berlin blieb die grosse Zahl der im Frühjahr 1813 durch die aus Russland Zurückgekehrten und die im Herbst und Winter 1813/14 nach der Schlacht bei Leipzig eingeschleppten Typhusfälle nicht ohne Einfluss, denn von den 1813 im ganzen 7012 Gestorbenen von der Civil-Bevölkerung (1605 mehr als Geborene) waren 1184 dem Typhus erlegen*), darunter der Kliniker Reil und der Philosoph Fichte.

Ähnlich wie in der Kurmark und in Berlin sah es 1813 in allen Provinzen des Staates aus, in denen Schlachten geliefert worden waren, ebenso in dem benachbarten Sachsen und Thüringen, die beide besonders vor und nach der riesigen Schlacht bei Leipzig sehr grosse Opfer jeder Art zu bringen hatten. — Vom Jahre 1814 an, nachdem der Feind den deutschen Boden, mit Ausnahme der noch von ihm besetzten Festungen, geräumt hatte, fand auch in den Rheinlanden, die damals als General-Gouvernement des Mittel- und Nieder-Rheins und von Berg bezeichnet wurden, dieselbe Bewegung auf dem Gebiete der freiwilligen Liebesthätigkeit, wie in Alt-Preussen statt. Überall bildeten sich Vereine, welche nach denselben Grundsätzen wie dort geleitet wurden. Als nun 1815 der Krieg von neuem ausbrach, waren nach den Schlachten vom 16.—18. Juni jene Landesteile, als räumlich denselben am nächsten gelegen, nebst Belgien und Holland, an der freiwilligen Krankenpflege in aufopfernder Weise vorzugsweise beteiligt, während von den alten Provinzen Abgeordnete, Geld und Naturalien nach den dortigen Lazaretten gesandt wurden.

*) E. Gurlt, Zur Geschichte u. s. w. S. 339.

Welche Opfer an Leben und Gesundheit von den Ärzten, sowohl Militär- als Civil-Ärzten und dem sonstigen Lazarett-Personal, in den 3 Kriegsjahren 1813, 14, 15 gebracht worden sind, ist amtlich leider nicht festgestellt worden. Nur das ist bekannt, dass 10 Militärärzte auf dem Schlachtfelde ihren Tod gefunden haben, oder infolge der dort erhaltenen Verwundungen gestorben, 39 verwundet worden sind und noch weitere 148 Militärärzte höheren und niederen Grades, 8 Apotheker und 25 Ökonomie-Beamte Opfer ihrer Pflichterfüllung in den Lazaretten geworden und am Typhus gestorben sind*). Die Zahl der in den einzelnen Provinzen zum Opfer gefallenen Civilärzte beläuft sich auf mindestens 120, darunter die meisten in Schlesien.

Zum Schluss gedenke ich der grossartigen Spenden, welche von England aus zur Linderung der Not in den vom Kriege heimgesuchten Gegenden des Kontinents eingegangen sind. Nachdem schon in den Kriegen zu Anfang des Jahrhunderts 50 000 £ zur Verteilung gekommen waren, hatten von 1814 an in England sowohl für die Notleidenden als für die zahlreichen, durch den Krieg entstandenen Waisen teils Sammlungen freiwilliger Beiträge, teils Bewilligungen des Parlaments stattgefunden, nämlich an ersteren 105 975, an letzteren 100 000 £ und waren von dieser gewaltigen Summe (etwa 4 119 500 Mark) 183 825 £ an die Notleidenden aller Gegenden von Deutschland und 22 150 £ an die Waisen zur Verteilung gelangt.

17. (II. ausserordentliche) Versammlung des VII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den II. Januar 1899, abends 6 Uhr,

Besichtigung des neuen Abgeordneten-Hauses,
Prinz Albrechtstrasse 5.

Der II. Vorsitzende, Geheimrat E. Friedel, begrüßte die etwa in der Zahl von 200 Personen versammelten Mitglieder und Gäste, indem er zunächst dem Architekten des Hauses Geheimen Baurat Friedrich Schulze den Dank für die Bewilligung der Besichtigung aussprach und mit kurzem Wort auf die denkwürdige Vorgeschichte des Geländes zwischen Leipziger Strasse Nr. 3 u. 4 und Prinz Albrecht-Strasse hinwies, welches für den Bau der Häuser beider preussischen parlamentarischen

*) Ebenda S. 431.